

Mein erstes selbstverdientes Geld : nach einem Aufsatz aus der Zeit der Gewerbeschule, ca. 1946

Autor(en): **Rüd, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **84 (1994)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein erstes selbstverdientes Geld

Nach einem Aufsatz aus der Zeit der Gewerbeschule, ca. 1946

Es ist ein weiter Weg durch die Reihe meiner Erinnerungen bis zu jenen Tagen, da ich meine ersten selbstverdienten Rappen durch den Schlitz des geschnitzten Sparkässelis fallen liess.

Ich mochte damals (1930/31) etwa fünf Jahre zählen, als ich in Grabs am Fuss der Alpsteinberge bei fremden Leuten untergebracht war. Mein Bubenleben war weithin zügellos, wohl noch mehr aber arm an Liebe. Ich entbehrte die Mutter, welche in der fernen Stadt diente. Den grössten Teil meiner Zeit verbrachte ich auf der Strasse, die vom Dorf an unserer Häuserzeile vorbei ins Feld führte. Das war meine Kinderstube, da balgte ich mich mit Hunden, Katzen, Ziegen und gleichaltrigen Kindern. Vom Zaun aus, den man der Herden wegen hoch mit Brettern vernagelt hatte, stahl ich aus Nachbars Obstgarten Äpfel. Von der Strasse habe ich auch meine ersten Batzen aufgesehen, richtig aufgesehen.

Es ging mir, wie es im Sprichwort heisst: Das Gold liegt auf der Strasse. Die Bequemen gehen allerdings daran vorüber, achtlos stolpern sie daher und fluchen über solche Hindernisse. Für mich war es Gold, zumindest Geld wert. Es lag in vielen Formen da herum: kugelig, zerquetscht, verstreut, ausgetrocknet, doch war ihnen eines eigen: sie rochen alle nach Pferd. Pflanzen mögen diesen Geruch gern haben, denn wer Pferde besitzt, der trägt deren Mist in den Garten, und wer nur zwei Kaninchen hat, macht es wie meine Pflegeeltern, er schickt den Jüngsten auf die heissglühende, weite Strasse, den endlos scheinenden Pappelalleen entlang, die zu den Kartoffel- und Maisäckern, zu den Erbsen- und Tabakpflanzungen führten, westwärts auf der einen Seite bis zur Bahnüberführung, ostwärts auf der andern Seite wieder zurück. Je schwerer die Beine werden, um so schwerer wird auch der Karren. Nein, der Mist wiegt nicht so viel wie das Gold in den Banken, aber es liegt doch die drückende Luft des Sommers über ihm und die Einsamkeit des Menschleins mit dem grossen Wagen in der verlorenen Ebene. Es ist mir zumindest so ergangen. Zuweilen gab es, noch in Dorfnähe, eine Keilerei um das dunkle Gold. Kampf um den Arbeitsplatz! Und ich zog oft den kürzeren, was bedeutete, dass ich noch viel weiter zu suchen hatte als die andern. Wenn ich dann fernab jeder Konkurrenz zum Trost mein Brot ass, so roch es nach Pferd, und auch auf dem Gesicht blieben Spuren meiner Arbeit, wenn ich mir den Schweiss von der Stirn wischte, oder Tränen, derer ich mich nicht immer erwehrte.

Aber wenn ich dann nach Hause kam, wenn der Karren über dem Haufen von Kaninchenstreue ausgeleert wurde, dann verschwanden Einsamkeit,

Sommerhitze, gleissendes Flimmern der geteerten Strassen. Ich tauchte meinen Kopf in den Brunnen, trank von dem kräftigen frischen Strahl am Rohr, denn das Wasser draussen, in den Gräben neben den Pappeln, war ungeniessbar. Und dann ging ich in die Küche, wo ich für einen halben Karren fünf, für einen ganzen zehn Rappen erhielt. Ganz allein schlich ich mich damit zu meinem Kässeli, hielt das Geldstück über den Schlitz, öffnete nach spielerischem Zuwarten den Griff, das Geld fiel. Ich hörte dem Klang lange nach, und der war mir mehr wert als alles, was ich mir dafür geleistet hätte, und ich vergass, was ich dabei gelitten.

Heute gibt es das Gold meiner Kindheit nicht einmal mehr auf den Feldwegen. Und auch der Zehner hat den gleichen Klang nicht mehr.